

Leseproben Heinz Otto Singer



Foto: Heidenote Glatz

Erschienen in:
Rhythmische Gedanken



Heinz Otto Singer

Vielleicht erbarmt sich Manitu

Die Welt, sie findet keine Ruh noch Schlummer,
der Mensch bereitet ihr viel Kummer.
Obwohl er stets beschwörend schreit,
er sei für die Vollkommenheit!

Für Freiheit, Frieden, Umweltschutz,
für alle – nicht zum Eigennutz!
Doch sucht er mittels Macht und Geld,
allein zu herrschen auf der Welt.

Es treibt ihn eiskalt der Profit,
denn Skrupel wär' nur Defizit.
Von Umwelt will er gar nichts hören,
lässt *up to date* sie *slow* zerstören.

Und was noch steht und nicht kaputt,
legen Chemie und Krieg in Schutt.
Globalisiert ist seine Macht,
die er wie Tantalus bewacht.

Traut jemand sich zu opponieren
und mahnend zu intervenieren,
erklärt er ihn höchst souverän,
zum Menschenfeind und schizophren.

So dass der dann, ohne Verschulden,
noch Schmach und Kränkung muss erdulden.
Die Menschheit blind, gierig nach Geld,
sieht nicht das Warnsignal der Welt,

die mit Ozonloch, Hitze, Beben
tut mahnend ihre Finger heben.
Der Mensch bemerkt schon irgendwann,
dass es so nicht mehr gehen kann.

Ist die Erkenntnis dann soweit,
bleibt für die Rettung keine Zeit.

Drum wär' es angebracht, beizeiten
nicht in ein Chaos abzugleiten:

Vernunft löst ab des Mammons Macht,
gemeinhin die der Niedertracht.
Dann hätt' die Welt auch wieder Ruh.
Vielleicht erbarmt sich Manitu?

Heinz Otto Singer

Die Ballade des Ali Abu ad Azur

Es bebt die Erde, es ist heiß,
doch von der Stirn rinnt kalter Schweiß,
die Todesangst ist's und der Schrecken,
die Menschen spür'n, eh' sie verrecken,
denn es ist Krieg und man muss wissen,
dies war ein Teil davon, nur grob umrissen.

Es heult schon wieder, birst und kracht
und eh' man richtig nachgedacht,
da donnert es erneut mit Wucht –
man wäre am liebsten auf der Flucht.
Doch überall sind Heckenschützen,
die vielmehr töten statt zu schützen.
Die Stadt ist ein Ruinenfeld,
aus dem nur Schrei und Jammern gellt.

Ich warte, bis die Nacht sich senkt,
zitternd vor Angst sich Ali denkt,
und flüchte wenn auch sorgenschwer,
denn da hält wahrlich mich nichts mehr.
Da, wo mein Haus stand, ist ein Krater,
meine Familie tot, bis auf den Vater,
nur weiß ich nicht, ob er noch lebt,
solang es raucht und Erde bebt.

Ich hörte ihn noch von Weitem rufen:
„Komm Ali, lass uns eine Bleibe suchen,
der Hölle hier schnellstens entweichen,
noch lebend, nicht als starre Leichen!“
So sah ich ihn noch winkend stehn,
und weiß nicht, wie soll's weiter gehn?
Ich werde flüchten bis ans Meer zu Fuß
und weiter mit dem Schiff, ist mein Entschluss,
hinüberfahren dank Pauschale
die mit Erspartem ich bezahle.

Es ist nicht leicht,
das Tor der Kindheit hinter sich zu schließen,
doch nach dem Elend und dem Blutvergießen,
denk ich, ich wage es – und komm zurück,
wenn wieder Frieden ist, und ich hab' Glück.
Dann in der Früh, bei Morgengrauen,
ist es soweit sich zu getrauen,
den Ort des Schreckens zu verlassen,
allein, nicht mit der Mehrheit Massen.

Aleppo bleibt zurück zerstört im Schutt,
das Land selbst trostlos und kaputt.
Er leidet, spürt in sich ein Beben,
doch gerne will er weiterleben.
Er schleicht davon, robt, rennt und geht,
bis er am Meeresufer steht,
blickt übers Meer mit Seelenpein
dahin, wo er gern möchte sein.

Dort gibt es Wohlstand, Glück und Frieden,
und alle Menschen sind zufrieden.
Man ist dort Jude, Moslem, Christ, nur nicht bigott,
und hat gemeinsam einen Gott.
Da hilft man, weil es Allah so gefällt,
mit Arbeit, Wohnung und mit Geld,
nur muss man sich erst integrieren,
und Landesdenkart garantieren.

Ja, so ist's dort, erzählt man sich,
beglückend, doch auch wunderlich.
Drum muss er hin, um zu bestehen
in diesem schrecklichen Geschehen.
Noch viele gab's, die so wie er,
verzweifelt, angstvoll, sorgenschwer,
vor Krieg und Elend flüchten mussten,
nachdem sie keinen Ausweg wussten.

So standen sie am Mittelmeer
und warteten ohne Gewähr
auf die Vermittler oder Schlepper,
im Grunde nur gemeine Nepper.

Die sie zuerst für Geld belogen
und letztlich skrupellos betrogen,
von dem versproch'nen Schiff ablenkten
und sie in Gummiboote zwängten.
Mit fünfzig Leuten und auch mehr,
so stießen sie hinaus aufs Meer,
mit Schwimmwesten versehen, als Bürgschaft bloß
bei Seenot: Das war skrupellos!

Doch wie das Schicksal gern oft spielt,
manch Windhauch zum Orkan anschwillt,
die Wellen dann zu Wogen werden,
da hilft kein Beten noch Beschwerden.
Es tobt der Wind, es spritzt die Gischt,
der Lebenswille bald erlischt,
die Wogen schwappen in das Boot,
ein Angstschrei zeugt von großer Not.

Das Schlauchboot schlingert auf den Wellen,
man hört verzweifelt Schreie gellen
von Menschen, die, vom Boot gespült,
schwimmend versuchen, unterkühlt,
sich wieder an das Boot zu klammern,
hysterisch beten oder jammern.

Da, plötzlich, im größten Debakel,
geschieht ein Wunder, ein Mirakel,
denn wahrlich prompt, ohne Debatte,
kommt von der Seenot die Fregatte
M.S. Prinzessin Josephine
von der hellenischen Marine.

Als bald, gekonnt, greifen sie ein
und helfen gleich aus größter Pein
den Menschen aus dem Gummiboot
und denen außerhalb in Not.
Am Schiff, gerettet und betreut,
schöpfen die Flüchtlinge erneut
Lebendigkeit und Zuversicht
und sehen in der Zukunft Licht.

So wird auch Ali nun recht heiter,
er sieht sich einen Schritt schon weiter,
und hofft dann, so in ein paar Tagen
den Fußmarsch selbst allein zu wagen,
den Balkan durch, nach Österreich,
dort querfeldein nach Deutschland gleich,
in Passau müde, abgespannt,
den Antrag stellt als Asylant.

Er schafft es auch mit Müh und Ach,
und endlich, nach viel Ungemach,
geht er in Passau hin zur Polizei
und sagt dann deutsch, fast fehlerfrei,
dass er aus Syrien angekommen sei.
Die Personalien werden ihm gleich abverlangt,
die gibt er redlich an, wobei er sich bedankt,
und die Beamten staunen nebenbei,
dass er, so wie gedacht, kein Ziegenhirte sei.

Er hatte, wie man sieht,
Chemie studiert und promoviert
und ist zudem sehr motiviert.
Dann spricht er zögernd zum Beamten:
„Oh, intchallah!, so Gott es will,
ich bitte Sie, mir geben bitte hier Asyl.“

Heinz Otto Singer

Die schöne Unbekannte



Es werden wohl ein paar Jahre vergangen sein, seit ich bei einem Bummel über den Flohmarkt einer Kleinstadt eine Totenmaske aus Keramik sah, die ich auf Anhieb begehrenswert fand und kaufte.

Es war eine Totenmaske mit den Gesichtszügen einer jungen und schönen Frau.

Zufrieden mit der erschwinglichen Anschaffung, fragte ich die Verkäuferin, eine ältere Dame, neugierig, ob sie wüsste, wen diese Maske wohl darstelle.

Bedauernd antwortete sie mir: „Ich weiß leider nur, dass es die Totenmaske eine unbekanntenen Frau ist, die man aus der Seine geborgen hat.“

Mit einem Mal war diese Maske für mich nicht nur ein Sammelobjekt, sondern entfachte in mir das Bedürfnis, etwas mehr über die Unbekannte zu erfahren.

Was ich feststellen konnte, war, dass diese Unbekannte aus der Seine dem Schriftsteller Ödön von Horváth als Titel für eine Komödie diente, während Reinhold Conrad Muschler darüber die Novelle „Die Unbekannte“ schrieb.

Wen die Totenmaske tatsächlich darstellte, konnte ich leider nicht erfahren, doch sie veranlasste mich, das folgende Gedicht zu schreiben.

Heinz Otto Singer

Die Unbekannte aus der Seine

Schwer lag am Quai d'Orsay der Nebel,
feucht und qualvoll, wie ein Knebel.
Von Sainte-Chapelle schlug vier die Uhr,
Pont Neuf schien düster und obskur,

als dort ein trunkener Clochard,
ein Lager suchend offenbar,
laut gähnend, müde, matt und schlapp
zur Brückenbasis stieg hinab.

Nun unten, an des Pfeilers Ecken,
tat er sogleich zutiefst erschrecken,
denn in dem Licht der Taschenlampe
sah er, dass an der Brückenrampe

leiblos, in hoffnungsloser Lage,
ein Leichnam lag, ganz ohne Frage.
Noch halb im Wasser, regungslos –
und der Clochard war fassungslos.

Bestürzt rief er die Polizei,
die kam auch „prompt“ später vorbei,
und nach erfasstem Protokoll,
tat sie bedeckt und rätselvoll.

Das Opfer, eine junge Frau,
mehr wusste man auch nicht genau,
denn zwecks Erkennung der Person
gab's weder Pass noch Version.

So lag am Seinstrand die bleiche,
nasskalte, aber schöne Leiche.
Und niemand wusste, wer sie war,
auch nicht Maigret, der Kommissar.

Drum konnt' die Presse, dank der Bilder,
auch nur der Leiche Schönheit schildern,

sowie, aus dubiosen Quellen,
zusätzlich ein paar Bagatellen.

Trotz Prüfen, Forschen, Recherchieren
konnte man gar nichts eruieren.
So resignierte man betroffen:
Der Fall – hieß es – bleibt erst mal offen.

Doch in der Kriminaldomäne,
blieb sie bekannt als jene schöne
„Unbekannte aus der Seine“.

Heinz Otto Singer

Das Gerücht

Felix Otto Meier, heißt es, lässt sich scheiden.
Ob dies auch gewiss sei, kann man nicht beenden.
Doch in jedem Falle ist nun mal dies Wesen
Anlass für Palaver und für Hypothesen.

Felix, meinen manche, sei an all dem Schuld,
und Susi, seine Gattin, trägt Kummer mit Geduld.
Obwohl schon längst berufslos, liegt er nur faul herum,
trinkt, raucht, sieht in die Ferne und sie durchsteht dies stumm.

Natürlich hängt im Hause der Segen lang schon schief,
kein Wunder bei dem Flegel, der träg ist, unaktiv.
Man warnte sie schon damals, da sie noch ahnungslos,
der Felix sei ein Taugenichts und auch noch mittellos.

Doch wie so oft im Leben, hatte der Kerl auch Schwein,
und dieses brave Mädchen fiel auf sein Buhlen rein.
Bis dahin hatte Susi manch gut gestellten Freier
kalthertzig abgewiesen. Nun dies Malheur: der Meier.

Zum Beispiel war da Rudi, mit herrlichen Manieren,
der obendrein noch kellnert – den tat sie abservieren.
Sogar der Sami Goldmann, Revisor bei der Bank,
bekam von ihr die Antwort: „Nein, bitte, vielen Dank.“

Einschließlich Toni Detlef, Friseur, charmant und klug,
selbst diesen fand die Susi, weiß Gott nicht gut genug.
Da war von diesen allen ein jeder ohne Gleichen,
dass Felix Otto keinem das Wasser konnte reichen.

Das neueste, seit kurzem, ist faktisch ein Skandal:
Seit einem Jahr pflegt Felix 'ne Liaison fatal,
und zwar mit Mimmi Schlepper, dem ausgereiften Flittchen,
das seiner sich nur annahm, weil ihr Gemahl im Kittchen.

Nachdem sie fad und dämlich, fragt man sich unumwunden:
„Was hat denn Felix Otto an diesem Stück gefunden?“

Der Anblick dieses Weibes, vulgär, mit dürren Beinen,
reizt einen unwillkürlich zum Lachen oder Weinen.

Nun, andererseits – erfährt man, und dieses generell –
sei Felix Otto Meier ein Ehemann-Modell,
der fleißig und verlässlich die Ehe hegt und pflegt,
nur seine Gattin Susi, die reizt ihn unentwegt.

Hätt' er sie nicht geheiratet, so stünd' sie noch allein,
denn sie war, was ihm nicht bekannt, faul, zänkisch und gemein.
Als er sie kennenlernte, im Mai vor ein paar Jahren,
da war er noch ein Jüngling und gänzlich unerfahren.

Sie diene, heißt es, damals in einer Pension
und gab sich sehr bescheiden als Unschuld in Person.
Nachdem er dort logierte – welch Lebensironie! –,
versorgte sie sein Zimmer, ihn selbst mit „Mon chéri“.

Hat dann mit ihren Reizen ihn so oft provoziert,
dass er sie schnellstens freite, verwirrt und fasziniert.
Kurz nach dem Heiratstaumel mit Turteln und Gekose,
da zeigte sich bei Susen eine Metamorphose.

Sie wurde zur Xanthippe und keifte unentwegt,
jetzt hat er das Debakel, ist dauernd schmerzbewegt.
Und Felix, der noch kürzlich vor Liebesrausch tat glühn,
ist nun total verworren und fühlt sich androgyn.

Gewiss hat von dem Ganzen sehr wenig nur Bestand,
denn oft ist vieles Täuschung, was einem schon bekannt.
Angeblich sah man Meiers unlängst spazieren gehn
und auch noch Händchen haltend – wie soll man das verstehn?

Jetzt aber kommt das Beste, da lachen selbst die Kälber.
Es ist gar nicht zu fassen, doch hören Sie es selber:

Als gestern die Frau Schulze, am Abend, nebenbei,
von Meiers für die Suppe sich leihen wollt' ein Ei,
erfuhr sie von der Susi, ja, wahrlich, von der echten,
dass Meiers gar nichts wüssten und nie an Scheidung dächten.

Heinz Otto Singer

Zweifel

Ich frage mich, und muss gestehn,
nicht ohne Zweifel, Bangen:
Ist das, was ich empfind' und seh,
eher Gedankenphänomen
als Realität – und ich bin nur befangen?

Denn träume ich und werde wach,
ist alles erst Erlebte
so wahrhaft, dass ich bald danach,
ob's freudvoll war, ob Ungemach,
froh bin, dass es entschwebte.

Im Alltag aber, bin ich munter,
befällt mich öfter der Verdacht,
die Wirklichkeit stehe kopfunter,
als Wahnbild, ungewollt mitunter –
ist da nicht Zweifel angebracht?

Heinz Otto Singer

Zwischen Szylla und Charybdis

Zwischen Szylla und Charybdis
treibt die Menschheit blind dahin,
mammonsüchtig, voller Hybris,
frevelnd ohne Maß und Sinn.

Pazifisten sehn voll Bangen
schaudernd zu, wie die Gewalt
Armen, Schwachen, unbefangen
raubt den letzten Unterhalt.

Ungeeignet als Parabel
ist des Krieges Prozedur.
Doch man macht sie akzeptabel,
zwecks Profit und Konjunktur.

Hedonismus prägt den Alltag,
schürt den sittlichen Verfall,
die Auguren lächeln wissend
wehmütig ins triste All.

Nemesis verfolgt den Reigen
um das goldne Kalb und grollt
jenen, die dem Laster frönen,
Strafe sinnend, gottgewollt.

Die Adlaten heuchelnd schweigen,
niemand hört Kassandras Schrei'n,
alle tanzen mit im Reigen,
klug ist man im Nachhinein.

Zwischen Szylla und Charybdis,
gibt es leider keine Wende,
und der Preis für unsre Hybris
ist dort das fatale Ende.

Trichter Tropfen



Als Kind schon konnte er 's genießen,
sah er aus Trichtern Wasser fließen.
Drum goss mit Absicht der Verfasser,
in einen Trichter ein Glas Wasser,
damit es durch des Trichters Hals,
nach unten fließe jedenfalls.
Als das Wasser drinnen war
floss es feststellbar,
sieh da, der Daus,
ganz unten raus.
Am Ende nur,
noch Tropfen.
Tropfen
tropfe
tropf
tropf
trof
tro
tr
o

